Dies und das

Objekttyp: **Group**

Zeitschrift: **Sprachspiegel : Zweimonatsschrift**

Band (Jahr): **20 (1964)**

Heft 2

PDF erstellt am: **28.04.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Dies und das

Zum new look unserer Sprache — Ein Aufruf

Der Einfluß des Englischen auf die deutsche Sprache nimmt auch in der Schweiz in starkem Maße zu. Wir bedienen uns englischer (und amerikanischer) Ausdrücke in der mundartlichen Umgangssprache; Zeitungen und Zeitschriften sind, beabsichtigt oder unbeabsichtigt, mit Anglizismen gespickt. Eine genauere sprachwissenschaftliche Untersuchung dieser Tatbestände ist dringend geworden und vom Unterzeichneten in Aussicht genommen.
Beabsichtigt ist vorerst eine Materialsammlung auf dem sogenannten Korrespondenzwege. Ich möchte deshalb an alle Interessierten die Bitte richten, mir bis *Ende Juni 1964* einschlägiges Material, gehörtes oder gelesenes, zuzustellen. Erwünscht sind vor allem:

1. Belege für englische Ausdrücke in der Mundart. Dabei ist zu berücksichtigen:
   a) möglichst genaue Notierung der „verschweizerten" Aussprache (*Bluff* oder *Blöff? Gangschter, Gängschter* oder *Gengschter? Weekend, Wekend* oder *Wiikend? twiste* oder *twischte* usw.);
   b) Angaben über die Person des Sprechers (Alter, Beruf, Dialekt);
   c) Notierung der Belege im schweizerdeutschen Satzzusammenhang *(magsch no chli Keeks? Ihr sind doch Glöön).*
2. Zeugnisse direkten oder indirekten englischen Einflusses aus ältern oder jüngern schriftlichen Quellen schweizerischer Herkunft (Auszüge, Zeitungsausschnitte und dergleichen, mit Quellenangabe).
3. Literaturangaben, Hinweise und Anregungen aller Art.

Alle Angaben erbitte ich auf einseitig beschriebenen Blättern.
Ich hoffe auf die Hilfe vieler geneigter Leser, obschon ich weder ein Honorar bezahlen noch für jede Sendung besonders danken kann.
Give me a chance!

Dr. phil. Peter Dalcher
Redaktor am Schweizerdeutschen Wörterbuch
Guggitalring 8, ZUG

Radio Beromünster und die Sprache

Wir haben in Heft 6/1963 (S. 188) die Glosse „Achtung, Lyrik" aus der „Zürcher Woche" abgedruckt. Darin ist von W. Wollenberger und von Max Frisch gegen die „Knattermimen mit gewölbtem Brustkasten" und gegen „die gesammelten Zierden Beromünsters" vom Leder gezogen worden. Man hat uns nun aus dem Leserkreis darauf aufmerksam gemacht, daß diese verallgemeinernde Kritik nicht nur übertrieben, sondern auch ungerecht sei. Wir können diesem Einwand nicht widersprechen; denn wer möchte bestreiten, vom Landessender schon sehr viele ausgezeichnete und wertvolle Darbietungen gehört zu haben.
Es ist dem beizufügen, daß es gar keine Gedichtrezitationen oder Lyrik von Radio Beromünster gibt, sondern daß wir nur immer einzelne Leistungen eines einzelnen Sprechers zu hören bekommen. Der eine erfüllt seine Aufgabe gut, der andere weniger. Der Hörer aber ist geneigt, alles, was er hört, als eine einheitliche „Beromünster-Leistung" zu deuten, so daß jede ärgerliche Darbietung zur Kritik am Landessender führt. Würde man als Leser ähnlich reagieren, so müßte man jeden ärgerlichen Beitrag im Leibblatt gleich der gesamten Schweizer Presse ankreiden, was natürlich wenig sinnvoll wäre.

Wir benützen daher die Gelegenheit, einmal all den vielen Programmgestaltern und Sprechern zu danken, die sich tagtäglich bemühen, der Kunst und der Sprache verantwortungsbewußt zu dienen. Es wird im verborgenen sehr viel für die Pflege der Sprache getan, und wir möchten daher nicht Hand dazu bieten, eine allgemeine Stimmungsmache gegen „Radio Beromünster" zu fördern. Das heißt nicht, daß wir in Zukunft darauf verzichten würden, Fehler, die wir am Radio hören, zu kritisieren; denn Sprechunarten am Radio sind gefährlich, weil sie zur Nachahmung verleiten. Aber wir bitten unsere Mitarbeiter, nicht einfach das Radio zu kritisieren, wenn sie Fehler glossieren, sondern nur die bestimmte Leistung, die Anlaß zur Beanstandung gibt.

Die Schriftleitung

EWG-Chinesisch

Anfangs Februar konnte man im jeden zweiten Tag erscheinenden „Amtsblatt der Europäischen Gemeinschaft" im Zusammenhang mit der Agrarpolitik folgende Stilblüten der ins Gigantische anwachsenden Brüsseler Superbürokratie buchstabieren:

„Es wird jedoch kein beweglicher Teilbetrag der Abschöpfung für eine Einfuhr aus einem Mitgliedstaat erhoben, dessen Schwellenpreis, verringert um die Auswirkung der gewährten Erstattung bei der Erzeugung, zum Zeitpunkt der Einfuhr dem Schwellenpreis des einführenden Mitgliedstaates gleich ist, verringert um die Auswirkungen des gegebenenfalls durch den letztgenannten Mitgliedstaat zum Zeitpunkt gewährten Erstattung bei der Erzeugung." Kein Zweifel, hier waren hochdifferenzierte Spezialisten am Werk. Und ebensowenig ist daran zu zweifeln, daß die nationalen Regierungen als Empfänger dieser Befehle ebenfalls eines Expertenstabs bedürfen, der dieses EWG-Chinesisch entziffert und in gemeinverständliche Anleitungen übersetzt.

Wer glaubt, das Stilmuster sei ein willkürlich ausgewählter stilistischer Betriebsunfall von einmaliger Art, der sehe sich das Amtsblatt regelmäßig an. Er wird nicht aus dem Staunen herauskommen, zu welchen Kapriolen ein gut gefütterter Amtsschimmel mit entsprechendem Apparat heutzutage fähig ist.

FDP, „Der Genossenschafter", Brugg

Zwischen Transhimalaja und Transistor

muß sich das Wort im Lexikon finden: Transhumanz. Sie, verehrter Leser, dürfen dreimal raten: Gefunden habe ich es nicht, aber ich weiß nun doch, was es bedeutet, denn ich habe ein Buch über „Moderne Transhumanz in der Schweiz" durchblättert. Wanderschäferei — eine uralte Sache, die seit dem Zweiten Weltkrieg einen neuen Aufschwung genommen und nun gar den Stoff für eine Doktorarbeit geliefert hat. Daß diese gelesen werde, ist weit weniger wichtig, als daß sie Eindruck mache. Das muß man dem Verfasser lassen: Kein Schäfer würde ahnen, daß da von seinem Beruf die Rede ist. Wer aber je einen Hauch humanistischer Bildung verspürt hat, der wird etwas ganz Tiefsinniges und Einmaliges vermuten. „Wanderschäferei", — das würde ja jedes Kind verstehen. Wo ist diese Doktorarbeit übrigens entstanden? Nun, in einem Gebäude, über dessen Tür die Worte stehen „Durch den Willen des Volkes". Ob das Volk gewollt hat, daß sich seine jungen Gelehrten so ausdrücken? Da wäre ein mutiges Wort fällig oder wenigstens ein ganz unverfrorenes Gelächter über diese eitle, ganz und gar undemokratische Hochstapelei mit Wörtern.

Paul Stichel

Vom Sprachungeist

In der Bundesrepublik Deutschland sowie in der deutschen Schweiz hörte ich oft den Ausdruck *„Spinner“*. Es ist dies bekanntlich die geläufige bzw. „volkstümliche“ Bezeichnung für einen Menschen, der etwas verrückt ist. Es sei in diesem Zusammenhang noch erwähnt, daß die Deutschschweiz außerdem die Brutstätte der sogenannten Webstübler-Witze ist.
Wer heute in ein Nervensanatorium kommt, muß damit rechnen, daß er als „Spinner“ abgestempelt wird.
Im alten Griechenland sowie zum Beispiel heute noch bei den Kunama (Bewohner der Dreiländerecke von Äthiopien, Eritrea und Sudan, siehe „Neue Wissenschaft“, Zeitschrift für Parapsychologie, VI, 153) galten bzw. gelten die Wahnsinnigen als Heilige.
Der deutsche Sprachgeist und auch -ungeist läßt vielleicht einen Schluß zu auf typisch deutsche bzw. deutschschweizerische Art. In obiger Bezeichnung mag sich das Ordnungsprinzip widerspiegeln, wie es schon Schiller als des Bürgers erste Pflicht gepriesen. Nichts darf ver-rückt werden.
Es hat wohl wenig Sinn, gegen solchen Ordnungsgeist Sturm zu laufen. Wenn jedoch Nervenkrankheit tatsächlich eine Krankheit ist (ein Fachmann erzählte mir, daß Elektroschockbehandlungen tödlich verlaufen können; die Letalität sei etwa so groß wie bei Blinddarmoperationen) — wie etwa Tuberkulose, Krebs —, so fragt es sich von einem humanitären Standpunkt aus doch, ob die hier aufs Korn genommene Sitte bzw. Unsitte nicht aus dem Sprach- und Witzbewußtsein verantwortungsbewußter Menschen langsam verschwinden dürfte.

Ein Seelen-„Tschugger“

Über den Einfluß der Mundart auf die Sprache Dürrenmatts und Frischs *

Endlich konnte ich letzte Woche mit Max Frisch darüber sprechen, wie er selbst und Dürrenmatt bei ihrer Arbeit mit der Mundart — nicht mit deren Wortschatz, sondern mit deren „Geist“ — umgehen. Es scheint mir, daß bei Dürrenmatt, besonders in den komischen Partien seiner Stücke, der „Klang“ der Mundart hindurchtönt und daß man darin außerdem die der bernischen Redeweise eigenen Kurzformen wiederfindet.
Die Mundart, eine direkte und familiäre Sprache, bietet in ihren syntaktischen Formen bisweilen die Möglichkeit, sprachlich sehr hautnah und konkret zu sein. Es handelt sich dabei niemals darum, im Dialekt selbst zu schreiben, sondern sich des von ihm gebotenen Stoffes als einer Möglichkeit unter anderen bei guter Gelegenheit zu bedienen, um jene Sprache zu formen, deren wir besonders im Theater bedürfen.
Wer der Aufführung eines Stückes von Max Frisch beiwohnt, hört allerbestes Deutsch. Er kann aber in bestimmten Fällen auch heraushören, wie eine Volkssprache zur Bereicherung des Hochdeutschen beigetragen hat, ohne daß je ein Dialektwort gesprochen würde.

Franck Jotterand

Ein rölatives Röpräsentantenhaus

Einzelne Sprecher unseres Landessenders versteifen sich darauf, „rölativ“ und „Röpräsentantenhaus“ zu sprechen. Warum eigentlich?

---

* Ausschnitt aus Glossen über den „Gebrauch der Mundarten“, «Gazette de Lausanne», 21. Juli 1962; übersetzt von A. H.

Relativ leitet sich aus dem lateinischen refero, retuli, *relatum,* referre her: weit und breit kein ö. Und noch unsinniger ist das Röpräsentantenhaus. Weder im lateinischen repraesentare noch im *englischen* Titel des amerikanischen Abgeordnetenhauses „House of Representatives" gibt es ein „ö". Relativ und Repräsentant werden nur im Französischen mit ö gesprochen. Dann klingt aber auch die Endsilbe anders als im deutsch gesprochenen relativ und Repräsentant. Rölativ, mit gedehntem i und f, und Röpräsentantenhaus ist weder französisch noch lateinisch noch englisch noch deutsch, sondern eine sprachliche Mißgeburt. ***KB***

Der Leser hat das Wort

Welsche Schule„n" in Bern — eine Berichtigung

In Heft 1/64 hat K. B. in seinen vorzüglichen Aufsätzen „Die Entwicklung der Sprachgruppen im Berner Jura" und „Die Deutschschweizer lassen sich zu viel bieten" auch von Bern gesprochen und gesagt, daß die welschschweizerische Minderheit dort „nicht nur eigene Schule*n*, sondern sogar ein eigenes Gymnasium habe". Hier ist der Verfasser — wohl infolge einer Verwechslung mit den Bieler Verhältnissen — einem Irrtum erlegen. Es gibt nur *eine* „Ecole de langue française" in Bern. Diese umfaßt einen Kindergarten, eine Primarschule von der 1.—9. Klasse und eine Sekundarschule von der 5.—9. Klasse. Ein eigenes französisches Gymnasium besteht nicht; hingegen erhalten Gymnasiasten französischer Muttersprache am Städtischen Gymnasium einen besonderen Unterricht im Fach Französisch (Französisch als Muttersprache statt als Fremdsprache). *h.*

Wie kann der Amtsstil verbesssert werden?

Dieser in Nr. 1 des „Sprachspiegels" erschienene Aufsatz ist lesens- und beherzigenswert. Zu zwei Abschnitten gestatte ich mir dennoch eine „Randbemerkung":

Die Anrede mit einem Ausrufzeichen zu beenden, ist doch heute nicht mehr üblich. Dagegen wird, was zu begrüßen ist, immer häufiger mit einem Komma abgeschlossen. Nach dem Komma mit großem Buchstaben zu beginnen, ist (Irrtum vorbehalten) kein „orthographisches Gesetz", sondern ich halte es durchaus für richtig, wenn nach dem Komma mit kleinem Buchstaben begonnen wird. (Wenn mit der Schreibmaschine geschrieben wird, entfällt das Heben des Wagens, also eine Operation.)

Die Beilagen. Wenn einem Briefe Beilagen beizugeben sind, zum Beispiel Pläne, Zeichnungen, so genügt es nicht, nur Plan zu schreiben, sondern es sind unter allen Umständen Titel und Nummer des Planes oder der Zeichnung, unter Umständen sogar noch deren Datum anzuführen. Gar oft ist man später froh, nachsehen zu können, welchen Plan oder welche Pläne man gesandt hat. Sinngemäß gilt das gleiche bei Rechnungen oder anderen Aktenstücken (Nummer, Datum und Titel).

Anrede-Komma — und klein weiterfahren!

Im „sprachspiegel" vom januar 1964 lesen wir:

„Statt des Ausrufzeichens kann man ebensogut ein Komma setzen und danach dafür mit großem Buchstaben beginnen."